

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit**

**Lambrecht, Heinrich Gerhard**

**Oldenburg, 1852**

**Landesbibliothek Oldenburg**

Shelf Mark: GE IX A 405 A

11.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931586)

Sahbe zischten und brauseten und schlugen mit furchtbarem Getöse gegen die sie einschließenden Erddämme.

## 11.

Die Begebenheiten in unserer Erzählung drängen sich, und fast um dieselbe Zeit, wo die eben erzählten Vorfälle in dem Hause des alten Offena stattfanden, ereigneten sich Auftritte anderer Art in der Wohnung des Handelsmannes Joumard, welche in der Nähe von Steen Steenens Gasthause gelegen war, und wohin wir den Leser uns zu folgen bitten.

Joumard war, nachdem er Uda Offena verlassen hatte, deren Vorhaben ihn, wie wir gesehen haben, mit Schrecken erfüllte, mit sich selbst zu Rathe gegangen, was bei so bewandten Umständen für ihn zu thun wohl das Råthlichste sei. Anfangs wollte er dem Spanier Uda's meuchelmörderische Absicht verrathen, dann aber gedachte er der Drohung der wilden Uda, deren Entschlossenheit und rachedürstenden Sinn er genugsam kannte, um sich des Aergsten, dessen sie fähig war, versichert zu halten. Wie sollte er sich gegen die Anklage der reichen, angeesehenen Jungfrau, der Braut des Håuptlingssohns vertheidigen? Sollte er die Anklage auf sie selbst zurückwerfen? War es denkbar, daß man seinem Worte, dem Worte eines unbeliebten Fremden, dessen

betrügerische und bübische Gesinnungen und Handlungen fast sprichwörtlich geworden waren, Glauben beimessen würde, und mußte er im günstigsten Falle nicht immer doch als Mitschuldiger gelten? Dem Allen gegenüber stand freilich der furchtbare Spanier, dessen Rache, wenn er sie ausüben wollte, wahrlich nicht minder zu fürchten stand, wie die des richtenden Häuptlings. Aber vielleicht starb ja Don Nigro an dem schrecklichen Gift, welches Uda ihm zu reichen entschlossen war; erfolgte sein Tod aber nicht, was Joumard für sehr wahrscheinlich hielt, da er ihn im Besitz übernatürlicher Kräfte glaubte, so konnte ein solcher gegen ihn geführter machtloser Streich ja kaum seinen Zorn reizen. Wir haben bereits gesehen, wie richtig diese letzteren Voraussetzungen des Handelsmannes waren. Dann aber — und diese Folgerungen bestimmten Joumard's Entschluß — mußte sich Uda von ihm betrogen glauben, und er sah sich also in verschiedenen Fällen von der Rache des Kühnen, vor keinem Verbrechen zurückbeugenden Weibes bedroht.

Joumard entschloß sich daher, Uda's Vorhaben nicht entgegen zu treten, zugleich aber sich selbst den möglichen Folgen und Gefahren, die aus dem Gelingen oder Mißlingen desselben für ihn erwachsen konnten, durch eine schleunige Abreise von Bant zu entziehen, die schon am nächsten Morgen stattfinden sollte.

Wir sehen ihn daher in seiner Wohnung, die aus mehreren ineinander laufenden, geräumigen Zimmern bestand, mit dem Verpacken seiner Sammet- und Seidenstoffe in große Kisten beschäftigt, wobei er von seinem Diener Dominique unterstützt wird. Dieser, welcher an dem Geschäfte Soumards einen kleinen Antheil hatte, war höchst unzufrieden über den plötzlichen Entschluß seines Herrn, der ihn eines sichern, wenn auch verhältnißmäßig nur kleinen Gewinnes beraubte, und machte deshalb seinem Unmuthe durch allerlei mürrische Aeußerungen Luft.

„Ich begreife gar nicht“, sagte er verdrießlich, „warum Ihr so eilig dieses Goldland verlassen wollt. Ihr könntet wenigstens doch so lange warten, bis der Quark von Seide und Sammet da verkauft wäre.“

„Es geht nicht, Dominique“; sagte Soumard kurz, „wichtige Gründe bestimmen mich.“

„Was hilft uns der ganze Plunder in Frankreich?“ fuhr Dominique, der die Antwort seines Herrn überhört zu haben schien, fort; „nicht das ausgelegte Geld werden wir dafür wieder bekommen, während die dummen, reichen Teufel hier jedes Stück mit Gold aufwiegen, bleibt wenigstens noch einen Tag, und verkauft morgen Alles auf dem Markte zu jedem Preis, wir werden dann doch noch

immer mehr dafür bekommen, als der dreifache Werth des Zeuges beträgt.“

„Ich bleibe nicht“, antwortete Joumard, „und müßte ich Alles auf die Straße werfen. Höre, Dominique“, sagte er dann mit etwas leiserer Stimme, „mein Gewissen ängstigt mich, ich kann nicht länger unter diesem gottlosen Volke leben, ich sehne mich darnach, einmal wieder unter gute, gottesfürchtige Christenmenschen zu kommen.“

Dominique, der Helfershelfer und Spießgeselle des nichtswürdigen Joumard, sah seinen Herrn erstaunt und mit fragenden Blicken an.

„Ich weiß, was Du sagen willst“, fuhr Joumard fort, „aber wenn wir beide auch gerade nicht die besten Christen sind, so gehen wir doch in die Kirche, beten unser Paternoster und unsern Rosenkranz und hören die Predigten der frommen Klosterleute. Wann aber siehst Du wohl, daß dieses Volk betet oder in die Kirche geht?“

„Ja, das ist wahr“; antwortete Dominique, „nur ein paar alte Weiber und Kinder findet man in der Kirche.“

Es war nicht zu verkennen, daß die beiden verderbten, lasterhaften Gesellen sich mit der Erfüllung einiger äußerlichen religiösen Vorschriften und Gebräuche etwas wußten, und wie jener Pharisäer in

ihrem Innern sagten: Wir danken Dir Gott, daß wir nicht sind, wie diese.

Aber trotzdem wollte dem habgierigen Dominique nicht einleuchten, daß eine so plötzliche Abreise von Nothen sei, und er hörte nicht eher auf zu murren und um Aufschub der Reise zu bitten, als bis ihn Soumard mit der Verheißung eines reichen Geldgeschenks zufriedengestellt hatte.

Während Herr und Diener nun allgemach alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatten, entfernte sich Dominique, um wegen Einschiffung der Kisten und Ballen das Erforderliche anzuordnen. Soumard aber blieb in dem Gemache zurück, und eine eiserne Kiste von ansehnlicher Größe aus einer Ecke hervorziehend und aufschließend ergözten sich seine Augen und seine Seele an den Silber- und Goldschätzen, welche ihm daraus entgegenfunkelten.

Ein leises Klopfen an der Thüre und ein eigenthümliches Hüfteln, dessen Ton ihm bekannt schien, schreckten ihn indeß bald darauf aus seinen Träumereien von künftigen Freuden und Herrlichkeiten, die ihm diese Reichthümer gewähren sollten, empor. Die Kiste wieder sorgsam verschließend und an ihren Platz zurückschiebend, ging er dann, dem späten Gaste die Thüre zu öffnen, der schon ungeduldig zu werden begann und immer vernehmlicher klopfte. Schon im Begriffe zu öffnen, stand er plötzlich

unentschlossen still. — „Ich bin allein“; dachte er bei sich selbst, „all mein Hab' und Gut birgt diese Kiste, die ein einziger starker Mann mit sich fortzuschleppen im Stande ist. Wenn ich beraubt würde! — Wenn man mich tödtete!“ — Er zitterte heftig bei diesen Gedanken, und das immer lauter werdende Klopfen war nicht geeignet, seine Besorgnisse wieder zu vercheuchen.

„Heda, Soumard, werdet ihr endlich öffnen?“ rief jetzt draußen eine heisere Weiberstimme.

Der Handelsmann erkannte diese Stimme; er war höchlich überrascht, aber wie es den Anschein hatte, keinesweges in angenehmer Weise. Gleichwohl öffnete er nunmehr die Thüre.

Eine gebückte, schwarz verhüllte und von Regen triefende Gestalt trat herein.

„Obrada!“ rief Soumard, nachdem die Eingetretene das Tuch, welches ihr Gesicht verhüllte, zurückgeschlagen hatte.

„Ich bin es!“ versetzte das Weib, und sich mit beiden Händen auf einen kurzen Stock stützend, fügte sie mit einem heiseren Lächeln hinzu: „Ihr waret Euch meines Besuches wohl nicht vermuthend, Soumard?“

„Bei Christi Leichnam! nein!“ erwiderte dieser zusammenschauernd; „und ich glaube, Du hättest

besser gethan, wenn Du bei diesem Unwetter in Deiner Höhle geblieben wärest, und —

„Euch nicht gestört hätte; spricht es nur aus!“ sagte das Weib. Dann in dem Gemache umherblickend, fuhr sie in gebietendem Tone fort:

„Den Stuhl dort! Ich bin ermüdet von dem weiten Wege; laßt mich sitzen, Joumard!“

Als der Handelsmann unmuthig den Sessel ihr näher hingeschoben, ließ sich Dbrada langsam darauf nieder.

Der Anblick dieses Weibes hatte etwas Unheimliches, Gespenstiges. Ihre ganz zusammengesunkene, schreckhaft hagere Gestalt, ihre grauen, vom Sturm zerzausten Haare, das fleischlose Gesicht, der zahnlose Mund ließen auf ein hohes Alter, so wie ein immerwährendes Bittern und ein in kurzen Zwischenräumen wiederkehrender röchelnder Husten auf einen frankten, dem Tode nahen Körper schließen. Aber das Feuer und der düstere Glanz der tiefliegenden, schwarzgrauen Augen bewiesen, daß der Geist dieses schrecklichen Weibes nicht in gleichem Maaße alt und schwach geworden sei und daß noch Wünsche und Leidenschaften in der knochendürren Brust desselben lebten.

Nach einer Weile, während welcher der Handelsmann die unerwartete und unwillkommene Erscheinung mit innerlichem Grauen betrachtet hatte, fragte er mit Staunen und Bewunderung:

„Weib, was konnte Dich vermögen, aus Deiner

Erdhöhle hervorzukriechen, und die Straßen und Häuser der Menschen zu betreten?"

„Die Furcht“; antwortete Dbrada dumpf.

„Die Furcht?“ wiederholte Joumard bestürzt, denn es erschreckte ihn, daß dieses Weib, das wohl geeignet war, Furcht hervorzurufen, selbst Furcht empfinden könne. „Welche Furcht ist es, die Deine Seele bewegen kann?“ setzte er dann mit bebender Stimme hinzu.

„Die Furcht vor dem Tode“; sagte das Weib, dann sich auf ihren Stab stützend, krümmte und wand sie sich unter den Schmerzen, die der eben wiederkehrende Husten ihr verursachte.

„Du weißt so manche Tränke zu brauen“, sprach darauf der Handelsmann, dem die Gedanken an den Tod ebenfalls schrecklich waren, „vermag Deine Kunst nichts gegen den Tod?“

„Meine Kunst kann den Tod nur herbeiführen, nicht ihn zurückhalten“; antwortete das Weib mit tiefer Bekümmerniß. — Und wiederholt drohte der Husten die Lebensflamme, die nur noch matt in ihrem Körper zu brennen schien, zu ersticken.

„Nun, so ergieb Dich drein!“ sagte Joumard, „Du bist alt und unheilbar krank und der Tod ereilt Dich hier draußen eben so schnell, als in Deiner Höhle.“

„Wirst Du schweigen!“ schrie das Weib mit angstvoller Hestigkeit, „was weißt Du von meinem Alter und meiner Krankheit? Ich werde noch lange, recht lange leben.“ — Da Soumard schwieg, so fuhr sie mit grinsendem Lachen fort: „Vielleicht noch lange genug, um aus Deinem Gehirn und Deinem Herzen solche Pülverchen zu reiben, wie Du sie vor ein paar Tagen für die schöne Uda bei mir bestelltest.“

Soumard zuckte zusammen; aber der Zorn, der in ihm aufloberte, war nicht so stark, wie die Furcht, welche er vor dem alten Herenweibe empfand, und sich bezwingend, sagte er mit ruhigem, fast mildem Tone:

„Wenn Du es hoffest, Odrada, noch lange zu leben, so will ich es wünschen.“

„So gefällst Du mir, mein Junge!“ rief die Here, während die Freude ein paar Tropfen Blut in ihre von einer fahlen Leichenblässe überzogenen Wangen trieb.

„Wen fürchtest Du aber“, sprach der Handelsmann weiter, „ist der Häuptling vielleicht hinter Dein Treiben gekommen?“

Das Weib schüttelte den Kopf. „Den Häuptling fürchte ich nicht“, sagte sie dann mit einem geheimnißvollen Lächeln, „ebensowenig wie Dich, denn so wie Du hat er auch schon meiner Dienste bedurft. Ich will Dir die Geschichte erzählen, Soumard.“

Der wiederkehrende Husten unterbrach sie hier, und nachdem der Anfall vorüber war, fuhr sie fort:

„Es mögen jetzt wohl an die fünfzig Jahre sein, da war der Häuptling ein schmucker, schlanker Bursche, und wohlgelitten bei den Weibern und Jungfrauen der ganzen Umgegend, die den schönen und reichen Junker Folko gar gern zum ehelichen Gesponsen gehabt hätten; aber der Junker ließ sich nicht fangen. Das heißt, er heirathete nicht, wenn er auch manchem schönen Jüngferchen mit den heiligsten Eiden versprach, sie als sein eheliches Weib heimzuführen. Gleichwohl war es ihm doch zuwider, ein Aergerniß zu geben, was ihm bei mancher Schönen das Spiel vielleicht verdorben hätte, und wenn die Noth da war, dann kam er zu mir, und für sein blankes Gold kochte ich ihm wirksame, kräftige Tränke, die dann das Aergerniß verhüteten, wenn auch die leichtgläubigen Dirnen dahinsiechten und in ihren besten Jahren in die Erde gescharrt werden mußten. Endlich aber verliebte sich der Junker in vollem Ernste, und grade diesmal stieß er auf ein fast unüberwindliches Hinderniß. Er verliebte sich nämlich in die junge, schöne Frau eines freien Rüstinger Friesen, der aber zum Unglück ebenfalls noch jung und gesund war, und seine Frau, die er zärtlich liebte, wie seinen Augapfel hütete und bewachte, so daß der Junker Folko sie nicht anders als in der



Kirche, bei Kindtaufen oder Hochzeiten sehen konnte. Es war ihm indessen bei solchen Gelegenheiten doch gelungen, die Liebe der Frau zu gewinnen, die nun eben so sehr nach ihm, wie er nach ihr schmachtete. Was war aber zu thun? Endlich, als der Junker seine Liebespein nicht mehr ertragen konnte, kam er zu mir, und ich gab ihm ein Schächtelchen mit dem feinen schnellwirkenden Pulver, wie Du eins erhalten hast. Einige Tage darauf, grade als der gute Ehemann mit seiner Frau die Kirche verließ, pastete der Junker die Gelegenheit ab, und steckte der Geliebten das Schächtelchen mit einem Brieflein, das sie von Allem unterrichtete, zu. Am Abend schon war der Mann todt.“

„Entsetzlich!“ rief Joumard schauernd; „grade, als sie die Kirche verließen, also noch während die Kirchenglocken zum Heimgange läuteten?“

„Ei freilich“, versetzte das Weib, „ich hatte es ihm so gerathen, es war ja der günstigste Augenblick. Aber warum unterbrichst Du mich denn? — Also der Mann war todt. Es gab dies zwar ein großes Aufsehen in Bant, und es waren Manche, die da meinten, daß das nicht natürlich zugegangen sein, und der Mann wohl an Gift gestorben sein möchte. Aber auf die Frau fiel kein Verdacht, weil ihr Verhältniß mit dem Junker geheim geblieben war. Man hätte ihr jedoch auch nichts anhaben können, denn

es war ein schönes reines Gift, was ich dem Junger bereitet hatte, und als die Heilkünstler den Leichnam untersuchten, fanden sie keine Giftflecken an demselben, und es hieß nun, der Mann sei vom Schlage gerührt worden. Die schöne Wittib legte gar fromm und züchtig Trauerkleider an, und als darauf ein Jahr verflossen war, führte sie Folko Folfena, dessen Vater inzwischen das Zeitliche gesegnet hatte, als sein Weib in seine Burg. — Der schöne Ezzard ist die Frucht dieser von mir geschlossenen Ehe.“

Von ihrem Husten unterbrochen, hielt Odrada einige Augenblicke in ihrer schrecklichen Erzählung ein, dann fuhr sie fort:

„In der Nacht, als Ezzard geboren wurde, stand über der Burg des Häuptlings — denn dazu war Folko, weil er reich und von stattlicher Gestalt und auch ein tapferer Krieger war, nach dem Tode seines Vaters gewählt — ein blutrother Stern mit einem langen Schweife, und die Banter erschrocken und meinten, das bedeute Kriegs- oder Feuersgefahr, oder Uberschwemmungen und Viehsterben und ich glaubte anfangs auch an so etwas. Als ich aber in der folgenden Nacht meine Tränke kochte, da erschien in dem aus dem Kessel aufsteigenden Qualme ein neugebornes Kind, über dessen Haupte stand, nur unendlich viel kleiner, gerad' ein solcher blutrother



Schweifftern, wie über der Burg des Häuptlings. Das Zeichen galt also dem Junker Ezzard, und ich müßte mich sehr irren, wenn es ihm Glück bedeutet hätte.“

Joumard zitterte und bebte; es erfüllte ihn mit Entsetzen, daß durch seine Hülfe des Himmels Zorn sich an dem Junker Ezzard bereits erfüllt hatte, und es war ihm, als schwebte auch schon über seinem schuldbeladenen Haupte das Rächerschwert.

„Du siehst also“, sagte Ddrada, nachdem sie ihre Erzählung beendet hatte, sich zu Joumard wendend, „daß ich den Häuptling, meinen alten Bekannten, nicht zu fürchten habe, aber —“

„Aber“, unterbrach sie der Handelsmann mit zitternder Stimme, „Du fürchtest dennoch Gefahr oder Tod? Ich beschwöre Dich, rede, von welcher Seite glaubst Du, daß er Dir droht?“

In Joumard war plötzlich eine dunkle Ahnung aufgestiegen, als ob Ddrada's, Ezzard's und sein eigenes Schicksal in seltsam schrecklicher Weise verkettert sei, und die dunkle Furcht des Hexenweibes vor einer vielleicht nahen Gefahr, die somit auch ihm drohte, beunruhigte und marterte seine Seele.

„Von welcher Seite?“ antwortete das Weib auf Joumards Frage, „das weiß ich selber nicht; vielleicht von allen. Höre, Joumard“, fuhr sie dann

mit scheuen Blicken umhersehend fort, „der Tod schwebt um uns, über uns, unter uns. Ich sehe die Gestalt des Knochengerippes, wohin ich die Blicke wende.“

„Thörichte Einbildungen!“ sagte Joumard, auf welchen die Worte der alten Here dennoch einen Besorgniß erregenden Eindruck machten.

Das Weib schüttelte wie vorhin den Kopf.

„Keine Einbildungen“, sprach sie düster; „meine Augen sind geschärft; was eure blöden Sehorgane nicht wahrnehmen können, das Leben und Wehen der Geisterwelt, das sehe ich wie im hellsten Sonnenlichte; und ich sage Dir, uns droht Gefahr, nahe, schreckliche Gefahr. Auf dem Wege hierher sah ich beim Leuchten der Blitze den Tod tausendfach über den Dächern von Bant schweben, ich sah ihn über den schäumenden Fluthen der Fahde. Wenn ich die Erscheinungen beobachte, die sich in dem Dampfe, welcher aus meinem Zauberkeffel emporsteigt, bilden, so sehe ich zwischen ihnen den Tod; wenn ich Nachts auf meinem Lager liege, sehe ich ihn in meinen Träumen, und ich vernehme dann tief unter mir ein dumpfes Getöse, das mich fast an das Brausen des Meeres gemahnt, und seit dreimal sieben Tagen höre ich, daß der Boden dumpf und hohl erklingt unter den Tritten der Menschen.“

„Weib, was ahnet Dir!“ rief Joumard, den die wie im Wahrsagertone gesprochenen Worte mit immer größerem Entsetzen erfüllten.

„Schreckliches!“ stöhnte das Weib mit röchelnder Stimme, während sie mit der einen Hand sich auf ihren Stab stützte, und die andere fest auf die kochende, vom Husten gemarterte Brust drückte.

Joumard stand in athemloser Spannung. Nach einer langen Pause fuhr Obrada fort:

„Mir ahnet, daß diesem ganzen Lande ein schreckliches Unglück bevorsteht, welches den Tod in seinem Gefolge hat, den unentrinnbaren, tausendarmigen Tod.“

Die Here zitterte heftig, als sie diese Worte gesprochen hatte, und setzte dann, gleichsam um den schrecklichen Eindruck, den ihre eigne Rede bei ihr hervorgebracht, wieder zu schwächen, hastig hinzu:

„Aber ich werde ihm doch entrinnen; die nächste Morgenröthe sieht mich nicht mehr in Bant. Ich mag nicht sterben, ich will nicht sterben, Bruder Joumard.“

„Der Teufel ist Dein Bruder!“ schrie Joumard zusammenschauernd; gleich darauf aber seine Heftigkeit gegen das gefürchtete Weib bereuend, und von Unruhe und Angst über die dunklen Ahnungen und Befürchtungen desselben ergriffen, fuhr er forschend, aber mit milderem Tone fort:

„Wenn nicht der Tod schon in Deinem Innern sitzt, so wirst Du auch nicht sterben; nur Dein krankes, fieberndes Gehirn erschafft die Ahnungen und Erscheinungen, die Deine Seele schrecken. Welche Gefahr von Außen könnte Dir oder diesem Lande drohen?“

Die Here, welche Joumards früheren Zornausbruch gar nicht beachtet und nur nachdenklich vor sich hin geschaut hatte, sah jetzt empor und antwortete mit halb mitleidigem, halb verächtlichem Lächeln:

„Du Thor, der Du zu glauben scheinst, als ob dem elenden Menschengeschlechte nicht immer Gefahr von Außen drohe. Immerdar schweben die feindlichen bösen Geister über Deinem Haupte, und sie zerschmettern es, sobald die ihnen entgegenwirkenden Kräfte nicht mehr stark genug sind zu seinem Schutze. Aber nur den geweihten, den mit den Geheimnissen der Natur vertrauten Geistern ist es vergönnt, eine Vorempfindung des nahenden Unheils zu haben, damit sie sich ihm — wenn es im Bereiche der Möglichkeit liegt — entziehen können. — Der Augenblick, wo die allem Erschaffenen feindlichen Geister den Sieg erringen werden, ist nahe; — ich ahne, ich fühle, ich sehe es fast, aber —“

„Aber!“ rief Joumard, mit angsterfüllten Blicken umherschauend; denn es war ihm, als hinge das

Schwert, das ihn treffen sollte, schon über seinem Haupte.“

„Aber ich weiß nicht, woher der Schlag kommen wird“, fuhr das Weib fort; „der Tod hat mancherlei Waffen, womit er das Menschengeschlecht bekämpft. Krieg, Erdbeben, Pestilenz, Feuer, Wasser —“

Das Weib hielt plötzlich inne, als sie das Wort „Wasser“ ausgesprochen hatte. Den Stab vor sich hinstreckend und den Oberkörper weit vorbeugend, starrte sie gedankenvoll vor sich nieder.

„Das Wasser!“ wiederholte sie dann schauernd, „Joumard, wenn Bant unterginge im Wasser, wenn es versänke in die bodenlose Tiefe des Meeres, wie vor vielen Jahren Schloß Mellum!“ —

„Thörichte Furcht!“ rief Joumard, während doch seine Zähne hörbar aufeinander schlugen, „die Deiche von Bant sind hoch und fest, und die Geschichte von dem Untergange des Schlosses Mellum, das wahrscheinlich nie existirte, ist nichts als ein albernes Märchen.“

„Meinst Du?“ sprach die Here langsam betörend; „Schloß Mellum stand dort, wo die Talle den tiefen Einschnitt ins Land macht, und meine Urgroßmutter, die am Morgen ihres hundertsten Geburtstages starb, hatte Schloß Mellum mit seinen stattlichen Zinnen und Thürmen noch selbst gesehen.“

„Nun denn, so möge Bants Schicksal sich erfüllen!“ sagte Soumard nach einer Pause; „wir sind dann längst gerettet. Deine ahnende Seele treibt Dich zur Flucht und auch ich besteige schon am nächsten Morgen das Schiff, was mich nach Frankreich zurückführen soll.“

Die Here hatte währenddem mit ihrem Stabe einige Male prüfend auf den Boden gestoßen; sie schien mit dem Resultat ihrer Forschungen nicht zufrieden zu sein, denn zu Soumards Verwunderung zeigte sich in ihrem fleischlosen Gesichte eine stets wachsende Unruhe. Endlich erhob sie sich von ihrem Sitze und sich langsam auf die Knie niederlassend, beugte sie den Kopf vorüber und legte ihr Ohr dicht an den Boden.

Mit Erstaunen und Bestürzung sah der Handelsmann dem räthselhaften Thun des Weibes zu.

„Weib, was treibst Du!“ rief er dann von Furcht ergriffen, da er die Angst bemerkte, die sich immer deutlicher in dem schrecklichen Gesicht der alten Here ausdrückte.

„Der Boden ist hohl unter unsern Füßen!“ rief Ddrada, sich schneller vom Boden erhebend, als man es bei ihrem Alter und ihrer Kraftlosigkeit hätte erwarten können. „Die Gefahr ist näher, als ich glaubte; unter uns braust das Meer, über uns flammen die Blitze des Himmels — ihr Feuer

glüht seltsam — Soumard! wenn Bant unterginge diese Nacht noch!“

„Schweig, Unglücksrabe!“ schrie Soumard in zornigem Entsetzen, während die Hexe mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte und dumpfe Angstöne hervorstieß.

„Geh zurück in Deine Höhle oder fliehe, so weit Dich die Füße tragen wollen!“ fuhr Soumard fort; „was willst Du noch von mir?“

„Meinen Lohn“, antwortete die Hexe dumpf, indem sie ein schwarzes Tuch um ihren Kopf schlug; „gieb mir den Lohn, Soumard, für die Dienste, die ich Dir geleistet — dann wollen wir scheiden.“

Rasch schloß der Handelsmann die eiserne Kiste auf und einige Beutel mit Gold daraus hervorziehend, sagte er dann, indem er sich der Hexe näherte:

„Nimm, kluge Dbrada, hier ist mehr, als wir bedungen haben.“

Die Hexe wog die Beutel prüfend in ihren Händen. „Das ist viel Gold“, sagte sie dann mit wilden, habgierigen Blicken; Du aber wirst wohl noch mehr durch meine Mittelchen gewonnen haben. Aber ich gönne Dir's, Soumard, ich denke: leben und leben lassen.“

Die Hexe öffnete bei diesen Worten die Beute und ihre Augen funkelten vor Freude und großem inniger Befriedigung, als sie die schimmernden

Goldstücke wie spielend durch die Finger gleiten ließ.

Der Handelsmann blickte das todtkranke, halb zerlumppte Weib mit Staunen an. Er wußte, daß dieses Weib seit langen Jahren in seiner Höhle in der ärmlichsten Weise gelebt hatte, daß die Bedürfnisse desselben geringer waren, als die der ärmsten Bettlerin in seinem Vaterlande und er konnte sich nicht entbrechen mit Verwunderung auszurufen:

„Dbrada, was liegt Dir an diesem Golde? Vielleicht wird kein einziges dieser glänzenden Stücke zur Befriedigung irgend eines Deiner Bedürfnisse ausgegeben werden; kein Wesen lebt auf der Welt, welchem Du mit Deinem Golde eine Freude bereiten möchtest, und derjenige, der es nach Dir besitzen wird, wird ohne Zweifel Dein Andenken nicht ehren. — Zu welchem Zwecke sammelst Du Schätze?“

Starr vor Erstaunen und gleichsam als könne sie den Sinn dieser Worte nicht ergründen, hatte die Hexe dem Handelsmann zugehört.

„Ich verstehe Dich nicht, Mensch“, antwortete sie endlich; „bist Du nicht erpichtter noch als ich auf den Besitz dieses klingenden Metalls? Was willst denn Du mit Deinem Golde?“

„Ich?“ sagte Joumard; „ich will mir alle Freuden und alle Genüsse, die die Welt zu bieten vermag, damit erkaufen. — Aber was kann Dein Herz

erfreuen, welcher Genuß, den Du mit Gold erkaufen könntest, hat für Dich einen Reiz?“

Diese Fragen Joumards schienen die Hexe ganz zu verwirren. Mit ängstlicher Hast, gleich als fürchtete sie, die Beutel wieder zu verlieren, barg sie dieselben unter ihrem faltigen Gewande. Dann sich auf ihren Stab stützend, blickte sie den Handelsmann kopfschüttelnd an und sagte: „Du bist ein Thor! Du jagst Freuden und Genüssen nach, die nichtig und thöricht sind; nichtig, weil sie vorübergehen, und thöricht, weil sie Deinen Besitz schmälern. Der höchste und der dauerndste Genuß liegt im Besitze selbst.“ — Hierauf reichte sie dem Handelsmanne die Hand, und nachdem dieser, wenn gleich mit Widerstreben, ihr die seinige dargeboten hatte, fuhr sie fort:

„Fahre wohl, Joumard, wenn der Morgen grauet, verlasse ich diese Unglücksgegend; rette auch Du Deinen Leib, denn es muß fürchterlich sein zu sterben.“

Die Hexe schauderte bei diesen Worten und nachdem sie die Hand Joumards noch einmal mit ihren langen, knöchigen Fingern krampfhaft zusammengepreßt hatte, schwankte sie, auf ihren Stab gestützt, langsam zur Thüre hinaus.

Auf's Tiefste erschüttert von dem Eindruck, den der unerwartete Besuch und die ahnungsvollen, unglückverklärenden Reden der Hexe auf ihn hervor gebracht, war Joumard nach deren Weggange mit

betäubt auf einen Stuhl gesunken. Gleich darauf aber wurde mit Geräusch die Thüre aufgerissen, und als der Handelsmann erschreckt emporfuhr, sah er sich dem zitternden, schreckenbleichen Dominique gegenüber, der seinem Herrn Nachrichten überbrachte, die zum Entsetzen desselben mit den Befürchtungen der alten Ddrada im schrecklichsten Einklange standen.

## 12.

Es war elf Uhr Abends. Eine tiefschwarze Nacht lag über dem Flecken Bant und der ganzen Umgegend. Nur auf Augenblicke zerrissen die an den Wolken in einem langen, gelbrothen Zickzack hinsahrenden Blitze, auf welche krachende Donnerschläge folgten, das Dunkel, und warfen ein kurzes, schauerliches Licht auf den hochragenden Kirchturm, zu dessen Füßen sich der Todtenacker ausbreitete, dessen weiße Grabsteine im rasch vorüberzuckenden Blitzstrahle fast wie Geistergestalten erschienen, auf die reinlichen, weiß angestrichenen Häuser von Bant, deren Bewohner sich entweder schon zur Ruhe begeben hatten, oder noch in den zahlreichen Wirthshäusern wüste Gelage hielten, denn auf den Straßen war wegen des schrecklichen Wetters alles öde und todt, und nur der Sturm tobte und wüthete in denselben, indem er hie und da mit lautem Krachen